

Zur diesjährigen VSA-Tagung : ein Kanton ohne Tradition

Autor(en): **Allemann, Fritz R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **43 (1972)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-806842>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nr. 4 April 1972 Laufende Nr. 482
43. Jahrgang Erscheint monatlich

AUS DEM INHALT:

Der Aargau — Kanton ohne Tradition
Jahresberichte, Budget und Rechnung
Baden — Stadt der Bäder und der Industrie
Pestalozzi und der Neuhof
Berichte aus den Regionalverbänden

Umschlagbild: Baden — Tagungsort des VSA
am 3. und 4. Mai 1972. Flugaufnahme Comet

REDAKTION: Dr. Heinz Bollinger
8224 Löhningen SH, Tel. (053) 7 10 50

DRUCK UND ADMINISTRATION: Stutz + Co.,
8820 Wädenswil ZH, Tel. (01) 75 08 37, Postcheck 80 - 3204

INSERATENANNAHME für Geschäftsinsertate:
Stutz + Co., 8820 Wädenswil (T. Rüttimann)
Tel. (01) 75 08 37

STELLENINSERATE: Beratungs- und
Vermittlungsstelle VSA, 8008 Zürich, Wiesenstrasse 2,
Tel. (01) 34 45 75

Annahmeschluss für Inserate am 25. des Vormonats.

ABONNEMENTSPREISE: Jährlich Fr. 25.—,
halbjährlich Fr. 15.—, Ausland Fr. 30.—,
Einzelnummer Fr. 3.— plus Porto

Zur diesjährigen VSA-Tagung

Ein Kanton ohne Tradition

*Betrachtungen von Fritz R. Allemann **

Der Aargau gehört zu den ältesten geschichtlichen Zentren in schweizerischen Landen und zu den jüngsten Kantonen der Eidgenossenschaft. Das Land scheint von Historie gesättigt; das Staatswesen jedoch, das sich auf seinem Boden erhebt, schaut nur auf 160 Jahre des Bestehens zurück — zuwenig, als dass es in dieser Zeit schon imstande gewesen wäre, eine endgültige und verbindliche Tradition zu schaffen. Das ist das aargauische Paradoxon: dass hier die Reste einer grossen Vergangenheit allenthalben gegenwärtig und augenfällig sind und dass die Gegenwart doch herzlich wenig mit ihnen zu tun hat. Wie durch eine Isolierschicht scheint das unfertige Neue vom allzu fertigen Alten getrennt; es wächst nicht — wie in fast allen Kantonen, die wir bisher durchwandert haben — aus ihm hervor. Das aber bedeutet nichts anderes, als dass das Heute der geschichtlichen Tiefendimension entbehrt, die in einem so geschichtsbewussten Land wie der Schweiz immer zugleich das Bewusstsein der Legimität vermittelt. Um es zugespitzt zu sagen: der Aargau, wie er uns heute entgegentritt, ist nicht das Produkt der Historie, sondern das Ergebnis eines Bruches mit der Historie. Die Revolution hat ihn zugleich gezeugt und entwurzelt: der Staat ist im Widerspruch zu dem erwachsen, was vor ihm war. Solche Wurzellosigkeit erhält ihre eigenen Gefahren (und freilich auch, wie wir zu erkennen haben, ihre besonderen Chancen). Wenn uns in der Urschweiz da und dort das Gefühl ankommen mag, diese kleinen bauerlichen Gemeinwesen würden von der Last ihrer Ueberlieferung beinahe erdrückt, so empfinden wir im Aargau umgekehrt manchmal ein eigentümliches Manko an Schwergewicht und politischer Dichte, einen bis heute allenthalben spürbaren Mangel an unmittelbarer Beziehung zum Gewesenen — und damit freilich auch eine Fähigkeit, sich voraussetzungslos im Hier und Heute einzurichten.

* Aus «25 mal die Schweiz», München 1965

Man darf sich nicht dadurch irreführen lassen, dass der Name des Kantons frühmittelalterliche, ja karolingische Assoziationen weckt. Der Aargau von heute hat mit dem der fränkischen Reichsverfassung wenig mehr als den Namen gemeinsam. Und ebenso missverständlich ist der Eindruck, den ein Blick auf die Karte vermittelt. Neben den fast qualvollen Torsionen des auseinandergerissenen solothurnischen Staatskörpers nimmt sich das Bild des Aargaus imponierend einheitlich, kompakt und gedungen aus, und nur im Fricktal, im Freiamt und in der Gegend von Zofingen schauen ein paar vorwitzige Zipfel aus einer geschlossenen Masse heraus. Aber auch dieser Eindruck der Solidität trügt: die Geschichte dementiert die Geographie, und die räumliche Festigkeit verbirgt die zeitlichen Brüche. Was die scheinbar massive Einheit des Territoriums beglaubigt ist nicht der innere Zusammenhalt, sondern nur seine verpasste Möglichkeit.

Was das mit sich brachte, das hat die erste Proklamation der gesamtaargauischen Regierung von 1803 mit bemerkenswertem Realismus ausgesprochen:

«Unser Kanton besteht nicht wie so viele andere aus einem Volke, das seit Jahrhunderten zusammenlebte und durch das alte Band der Gewohnheit an das gleiche Schicksal gebunden war. Er ist aus Bewohnern von Gegenden zusammengesetzt, die, wenn gleich unweit voneinander gelegen, in Religion und Sitten, in Gesetzen und Gebräuchen, in Grundsätzen und Meinungen voneinander verschieden waren, und die sich nun auf einmal durch eine höhere Leitung miteinander vereinigt sehen.»

Man spürt diesen Sätzen an, wie wenig Illusionen sich die Väter des Kantons über den synthetischen Charakter des willkürlich zurechtpräparierten Staatswesens machten, das sie Napoleon abgerungen hatte. Mit gutem Grunde hat man davon gesprochen, dass der Aargau neben St. Gallen der einzige Stand der Schweiz sei, der nicht gewachsen, sondern gemacht worden sei — genauso gemacht wie manche der napoleonischen Rheinbund-Staaten, die auch ohne viel Rücksicht auf geschichtliche Zusammenhänge zurecht-konstruiert wurden, um einigermaßen «konvenable» territoriale Gebilde zu schaffen. Die Bevölkerung hat an der Schaffung des Kantons nur wenig Anteil gehabt, ja sie stand ihm zunächst zum grössten Teil in ganz offener Abneigung und Feindschaft gegenüber: die Bauern im vormals bernischen Gebiet, ja sogar Städter, wie vor allem die Zofinger, wären am liebsten zu Bern zurückgekehrt (dass das partrizische, demokratischen Ideen höchst abgeneigte Bern 1813 sogar einen Volksentscheid in seinen früheren aargauischen Besitzungen anregte, lässt immerhin erkennen, wie sicher es sich der Zuneigung der Bevölkerungsmehrheit auch noch ein Jahrzehnt nach der Kantonsgründung fühlte!). Baden tendierte damals schon trotz der konfessionellen Verschiedenheit viel eher zu Zürich; Rheinfelden wusste sich Basel soviel näher verbunden, dass sogar eine Aarauer Denkschrift für seine staatliche Verbindung mit der grösseren RheinStadt eintrat; das Freiamt schliesslich schaute ganz in die Innerschweiz hinüber und fühlte sich von den demokratischen Traditionen der Urkantone so stark berührt und angezogen, dass die Forderung nach

seinem Anschluss an den Aargau von der Aarauer «Patriotenpartei» mit der bezeichnenden Begründung geltend gemacht wurde, es gelte zu verhindern, dass das «unglückliche System der Landsgemeinden» sich noch weiter ausdehne...

Tatsächlich ist der Kanton das Werk einer kleinen, gebildet-städtischen Schicht, die eigentlich nur im «Patriotenstädtchen» Aarau und daneben noch in Lenzburg und Brugg über einige Gefolgschaft verfügte. E. Jörin, dem wir eine ausgezeichnete Monographie über die Entstehung des Aargaus verdanken, kommt zum Schluss, der neue Staat sei «der Volksmehrheit aufgezwungen worden»; er sei ein «Canton malgré lui», der seine Existenz in allererster Linie der Bürgerschaft von Aarau verdanke. Die kleine, einst von den Kyburgern gegründete Stadt am Jurarand, die auch unter bernischer Herrschaft ein grosses Mass an innerer Selbständigkeit besass und durch Handwerk, Handel und Fabriken reich geworden, durch ein ausgezeichnetes Schulwesen gebildet worden war, hatte nicht umsonst und früh als Hochburg helvetischer Revolutionsideen gegolten. Eben deshalb war es von den Franzosen zunächst zur Hauptstadt der Helvetischen Republik erkoren worden und besass während der kurzen einheitsstaatlichen Episode einen so unverhältnismässigen Einfluss auf die freilich schwache und schwankende Zentralregierung, dass es darin zeitweise drei Minister stellte. Kurzum: nicht ein spontaner Einheits- und noch weniger ein elementarer Freiheitswille, sondern die kluge Diplomatie Renggers und Stapfers hat der Schweiz in der Mediationszeit ihren aargauischen Stand beschert.

Traditionslosigkeit ist allerdings nicht nur Mangeler-scheinung: es tut gut, bisweilen daran erinnert zu werden, dass sie auch ihre Chance in sich enthält. Auch der kostbare Besitz einer ungebrochenen Ueberlieferung kann zur Last werden. Der Aargauer weiss sich von beiden frei, vom Besitz wie von der Last. Er ist, wenn wir einen kühnen Vergleich wagen wollen, so etwas wie der Bundesrepublikaner der Schweiz, Charles Tschopp, dem wir die jüngste, verdienstvolle Landeskunde seines Heimatkantons verdanken, greift gleichsam von der Volkspsychologie her den Gedanken Tan-ners wieder auf, wenn er von seinen Landsleuten trocken feststellt, sie seien «ohne besonders hervorstechende Eigenschaften» und «selten ausserordentlich, sondern bestenfalls ‚ordentlich‘», und wenn er sich beim Versuch, ihr Bildnis zu entwerfen, an jene Photos erinnert fühlt, «die man durch Aufeinanderkopieren von Aufnahmen verschiedener Menschen anfertigt.» Vielleicht aber, so meint er tröstlich, könnten sie eben deshalb «in der Schweiz den Kitt darstellen, der eine Gesellschaft zusammenhält». Noch immer sind andererseits die zentrifugalen Tendenzen im Aargau selber allenthalben spürbar — in vermindertem Masse freilich, seit ein langes Zusammenleben die Verschiedenheiten der Herkunft und eine moderne, mühsam genug errungene Toleranz (oder auch Gleichgültigkeit) die konfessionellen Gegensätze minder fühlbar gemacht hat. Denn in einem Land, in dem das Herkommen eine solche fortdauernde Gewalt über die Gemüter der Menschen ausübt wie in der Schweiz, lassen sich nun einmal Grenzen, die nahezu vier Jahrhunderte hin-

(Fortsetzung Seite 148)

Ein Kanton ohne Tradition

durch bestanden und durch die Reformation erst noch eine gewissermassen religiöse Weihe erhielten, auch in 160 Jahren nicht zur völligen Unkenntlichkeit verweisen. So leben denn alte Zugehörigkeiten oder Neigungen nach wie vor in gegenwärtigen Gewohnheiten weiter. Ein frappantes Beispiel dafür bietet die Wahl der höheren Schulen: die alte, ausgezeichnete Kantonschule in Aarau — die erste Anstalt dieser Art, die in der Schweiz begründet wurde — ist im wesentlichen die Ausbildungsstätte für die begabten jungen Leute des ehemals bernischen Kantonsteils geblieben, während sich die Badener in Zürich, viele Fricktaler in Basel, die hellen Köpfe aus dem Freiamt in den Kollegien der Innerschweiz und in Luzern ihr Wissen erwerben. Wenn man hört, dass mehr als die Hälfte aller aargauischen Maturanden ihre Reifeprüfung an ausserkantonalen Instituten bestehen, dann werden einem die alten inneraargauischen Grenzlinien mit einem Schlage aus bloss archivalischen Tatbeständen zu hochaktuellen, die Gegenwart vorzeichnenden Schicksalslinien.

Aber die mancherlei Mühsale und Misshelligkeiten, denen die «Integration» dieses Staatswesens begegnet ist und da und dort noch immer begegnet, hängen nicht allein mit der verschiedenen geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Kantonsteile zusammen. Etwas anderes kommt erschwerend hinzu: dass dem Aargau ein eindeutig dominierendes städtisches Zentrum fehlt, wie es etwa St. Gallen — ein im Ursprung noch viel heterogeneres Gebilde — in seiner Hauptstadt besitzt. Der Aargau ist die Region der Kleinstädte in der Schweiz (zwar gibt es deren in der Waadt noch mehr, aber dort wächst andererseits Lausanne so über alle andern urbanen Siedlungen hinaus, ist es so sehr Mittelpunkt geworden, dass die Landstädte daneben kaum noch zählen). Eine liegt neben der andern; aber gerade weil sie so dicht gesät sind, vermochte keine von ihnen das unbestrittene Primat zu erlangen. Auch wenn man von Kümmerstädten, wie Mellingen, Kaiserstuhl oder Laufenburg, absieht, bleiben noch genug der kleineren und mittleren, lokal oder regional bedeutsamen Zentren übrig. Fast jede von ihnen hat ihrem mehr oder minder sorgsam erhaltenen mittelalterlichen Kern bewahrt, der zum mindesten in der Anlage der Strassen, wenn nicht mehr im architektonischen Bestande, auf die Zeit der Gründung durch den einen oder andern der einstmals hier begüterten Feudalherren zurückweist: die Kyburger (Aarau, Lenzburg), die Habsburger (Brugg, Baden, Bremgarten), die Froburger (Zofingen, Aarburg).

Anders jedoch als in der Waadt hat sich um diesen Kern so gut wie überall auch eine aktive industrielle Peripherie gelegt, die den urbanen Kommunen immer wieder neue ökonomische Lebenskraft zuführt und das Bewusstsein ihrer Bedeutung im Kanton wachhält. So ist man weder in Lenzburg noch in Zofingen, weder in Brugg noch in Rheinfelden noch in Bremgarten ohne weiteres geneigt, in der Kantonshauptstadt Aarau —

die ja zudem noch recht peripher unmittelbar an der solothurnischen Grenze liegt — etwas anderes zu sehen (bestenfalls), einen primus inter pares. Und das mächtig empordrängende Baden gar, das auf so reizvolle und ungewöhnliche Weise die Heiterkeit der alten Bäder- und Tagsatzungsstadt mit dem Impetus und der Welt-offenheit eines Sitzes moderner Grossindustrie verbindet (die hier ansässige Weltfirma Brown, Boveri & Cie. ist das weitaus bedeutendste wirtschaftliche Unternehmen des Kantons überhaupt) — dieses Baden schaut gerne von oben mit ein wenig Verachtung und wohl auch mit einem Stückchen uneingestandenem Neides auf das mit öffentlichen Einrichtungen begünstigtere Aarau hinüber, das aus der Badener Perspektive, nach dem Ausdruck eines Kommunalpolitikers im persönlichen Gespräch, als wenig anderes erscheint denn ein anspruchsvolles «Beamtennest mit dem Geiste des 19. Jahrhunderts».

Der Badener ist überaus stolz darauf, unvoreingenommener, grosszügiger, «moderner» zu sein als seine übrigen Landsleute und vorab die Aarauer. Man kann sein Verhältnis zur Rivalin Aarau vielleicht am besten mit dem Oltenen zu Solothurn vergleichen: er hat gar nichts dagegen, sich als das «enfant terrible» des Kantons bezeichnen zu lassen, und er macht nicht den geringsten Hehl daraus, dass er sich dem nahen Zürich und seinem Geiste mehr verpflichtet fühlt als dem Kantonshauptort, dem er nicht ohne eine Geste herausfordernden Hochmuts den Rücken kehrt. In der Tat ist Baden durch die stürmische Entwicklung des Limmattals fast schon zu einer Art zürcherischer Satellitenstadt geworden: nicht nur äusserlich, sondern auch innerlich verbindet es der überaus rege Zugverkehr, der hier fast schon die Intensität eines weltstädtischen Vorortsverkehrs annimmt, mit dem nahen Zentrum schweizerischer Geschäftigkeit und metropolitanen Kulturbetriebs. Und dem Kanton gegenüber drängt Baden höchst resolut darauf, seine weit überdurchschnittliche ökonomische und steuerliche Leistung, durch die es sich gewissermassen zum Motor des Aargaus bestimmt fühlt, auch entsprechend honoriert zu erhalten; dass nun endlich in der Limmattstadt eine zweite Kantonsschule errichtet worden ist, betrachtet sie nur als eine längst fällige Abschlagszahlung. «Wir sind im Aargau die wirtschaftliche Lokomotive», meinte ein journalistischer Kollege, «und die andern sind die leeren Güterwagen»; er sagte es lachend und entschuldigte sich gleich darauf für die «Uebertreibung», die ich ja wohl verstanden hätte — aber ich bin nicht ganz sicher, ob er seinen despektierlichen Vergleich nicht doch am Ende ein gutes Stückchen ernster meinte, als er es schliesslich einzugestehen wagte...

Wenn Baden seit der Kantonshauptstadtgründung als die lebhafteste und ungebärdigste Konkurrentin Aaraus auftrat, so ist ihm selber in allernächster Nähe und in allerjüngster Zeit eine Konkurrenz entstanden: Wettingen, das seine Bevölkerung seit 1945 mehr als verdoppelt hat, ist in den Konjunkturjahren nach dem zweiten Weltkrieg unversehens zur grössten Gemeinde des ganzen Kantons aufgeschossen und hat fast mit einem Schlage seinen Nachbarort samt all den historische gewachsenen aargauischen Städten und Städtchen an Einwohnerzahl überholt. Allerdings fungiert es vorderhand, trotz einiger eigener industrieller Ansätze, in

der Hauptsache noch als Badens «Schlafstube». Aber es mutet sehr typisch an, dass dieser jüngste Spross aus dem so städtefruchtbareren aargauischen Boden nicht im entferntesten daran denkt, seine Eigenständigkeit aufzugeben, um etwa in Baden aufzugehen: das neue, sehr moderne, übrigens mit vorbildlichem Geschmack ausgestattete Wettinger Rathaus, in dessen Nachbarschaft ein neues, von mächtigen Hochhäusern akzentuiertes Stadtzentrum mit Ladengeschäften von der Schaufensterlänge der ganzen Zürcher Bahnhofstrasse emporwachsen soll, spricht deutlich davon, wie wenig die räumliche Nähe zu dem älteren und ehrwürdigeren Gemeinwesen seinem entschiedenen kommunalen Eigenwillen anhaben kann. Wettingen, so möchte man meinen, wenn man sich in der brandneuen und ehrgeizigen Gemeinde umsieht und umhört, die kühnen städtebaulichen Pläne studiert, sich vom Eindruck eines fast amerikanisch anmutenden Pioniergeistes überwältigen lässt, ist gewissermassen der Aargau in Potenz: voraussetzungslos, ohne Bindung an das Gewesene ganz und gar Gegenwart und Zukunftsgläubigkeit. Dass seine Gemarkung eines der ehrwürdigsten schweizerischen Klöster umschliesst, dessen altersgraue Gebäude heute das aargauische Lehrerseminar beherbergen will, einem fast unwahrscheinlich ankommen, es passt so gar nicht in dieses Klima robust-unbefangener Rationalität.

Aber Wettingen wird wohl nicht die einzige neue Stadt bleiben, die sich aus dem immer dichteren sozialökonomischen Geflecht einer ungewöhnlichen Dauerprosperität herauskristallisiert. An mehr als einer weiteren Stelle sehen nicht nur idealistische Visionäre, sondern auch sehr realistische Planer heute schon weitere urbane Bildungen entstehen. So schiebt sich, gleich östlich der Agglomeration Baden—Wettingen, die Gemeinde Spreitenbach zu bedeutenden Vorhaben an, die einen starken Anstoss erhalten werden, wenn der Zürcher Verschiebebahnhof der Schweizerischen Bundesbahnen hier heraus verlegt werden und zwangsläufig einen neuen industriellen Schwerpunkt schaffen wird. Ja, das ganze Limmattal, von Spreitenbach bis nach Turgi, scheint sich zu einem quasi-städtischen Areal auszubilden, das der alteingesessenen Landwirtschaft wenig Raum mehr lässt; Fachleute glauben errechnen zu können, dass diese Region im Jahre 2000 an die 200 000 Menschen fassen werde, und soviel Fragwürdigkeit solchen Projektionen gegenwärtiger Trends in die Zukunft hinein auch inne- wohnen mag, so glaubhaft erscheint eine solche Prognose, wenn man bedenkt, dass der Bezirk Baden im Jahrzehnt zwischen 1950 und 1960 allein eine Bevölkerungszunahme um 36 % verzeichnete und dass sich in diesem Prozess nicht der mindeste Anschein eines Stillstandes abzeichnet.

Noch grossräumiger vielleicht und weitsichtiger mag die Entwicklung des Birrfeldes werden, dieser bisher rein ländlichen, ökonomisch eher zurückgebliebenen Plateaulandschaft im weiteren Umkreise Bruggs, die bisher dem Schweizer anderer Landesteile höchstens durch den Neuhof — die letzte Wirkungsstätte Pestalozzis — vertraut sein dürfte. Hier, unweit der Stelle, wo die projektierten Autobahnen von Basel und Bern nach Zürich und in die Ostschweiz sich vereinigen sollen, haben gewaltige Industriebauten von

Gruss aus dem Aargau



Liebe Kolleginnen und Kollegen aus allen Himmelsrichtungen! Schon ist der Aargau wieder dran mit der Beherbergung der Jahresversammlung unseres Vereins! Vor acht Jahren, anno 1964, wurde die gleiche Tagung schon einmal in Baden durchgeführt, weil das der ideale Treffpunkt in unserer Region ist!

So heissen wir heute wiederum alle Heimleiterinnen und Heimleiter sowie die weiteren Gäste aufs herzlichste willkommen zur VSA-Jahresversammlung im schönen Städtchen Baden und freuen uns auf zwei festliche und reiche Tage im grossen Verein! Leider ist die Umgebung des Bahnhofes von Baden noch nicht fertig überbaut, und auch das Badener Theater steht noch nicht zur Verfügung, aber der Kursaal im zentral gelegenen Park kann alle Gäste gut aufnehmen, und es wird genügend Zeit und Platz sein für Versammlung, Vorträge, Aussprachen und gemütliches Beisammensein! Auch wenn es nicht möglich ist, mit allen Freunden und Bekannten ein Plauderstündchen abzuhalten, so gehört doch die neu wiederkehrende Generalversammlung zu den festen Punkten im Jahresablauf, wo das Gefühl und die Gewissheit der Zusammengehörigkeit — und die gemeinsamen Anliegen den Verein immer wieder zu einer lebendigen Gemeinschaft machen!

Dass wir zum Tagungsabschluss in Birr des Schweizers mit dem grössten Herzen gedenken, der auch mit seinem Bildnis das Abzeichen des VSA schmückt, scheint mir nur logisch und richtig (und gehört ebenso zur notwendigen Allgemeinbildung!), damit wir mit frischen Kräften die Arbeit an unserem Platz weiter verrichten können! Trotz aller Neuerungen — und gerade wegen aller dieser Neuerungen — darf und soll all unser Tun niemals am Menschen vorbei führen, sondern Mitte und Einheit bilden!

Wir freuen uns mit Ihnen auf das Wiedersehen in Baden!

Im Namen der aargauischen Region des VSA:

S. Wieser, Herzberg

Drown Boveri und solche der Brugger Kabelwerke ebenfalls die Grundlage für eine systematisch geplante und mit viel Elan ins Werk gesetzte neue Stadtsiedlung geschaffen, die nach den sorgfältig durchdachten Entwürfen bis zu 30 000 Menschen Wohnungen und Arbeit zu bieten haben wird.

Schon solche Beispiele machen deutlich, wie man im Aargau die Schwäche der eigenen Traditionslosigkeit auch zur Stärke umzumünzen versteht: das ist derselbe Geist, mit dem man hier schon in den Anfangsjahren des Kantons sehr bewusste Verkehrspolitik betrieben hatte und wenige Jahre nach seiner Gründung etwa durch die Strasse über die Staffelegg voll Eifer daran gegangen war, das Fricktal aus seiner Abgeschlossenheit herauszureissen und mit dem Kanton — vor allem aber mit der Stadt Aarau — zu verbinden. Und die landschaftliche wie die gesellschaftliche Vielfältigkeit spiegelt sich in der Ausgewogenheit einer ganz und gar dezentralisierten, in ihrer Entwicklung früh von den Wasserläufen begünstigten und ähnlich wie in Solothurn durch ihre mannigfaltigen Verzweigungen imponierenden Industrie, die hier noch weniger als anderswo in der Schweiz an grosse Siedlungsballungen gebunden erscheint, sondern das ganze Land in fast gleichmässiger Weise mit dem Netz grösserer und kleinerer Unternehmungen überzieht. Sollte der Rhein in absehbarer Zeit wirklich bis zur Aaremündung für die Schifffahrt zugänglich gemacht oder gar die Aare selber zum Wasserweg ausgestaltet werden (was sehr viel wahrscheinlicher anmutet als die von der Ostschweiz so stürmisch geforderte Schiffbarmachung des Hochrheins bis zum Bodensee), so dürfte diese Entwicklung einen neuen kräftigen Anstoss erhalten, und das Vereinigungsgebiet der grossen Ströme würde dann vollends zur wirtschaftlichen Herzkammer der Schweiz.

Denn so weit der Aargau an politischer und geistiger Geschlossenheit hinter dem strukturverwandten St. Gallen zurückbleibt, so weit ist er ihm ökonomisch an Realitäten wie an Potentialitäten voraus. Auch er hat zwar im 19. wie im 20. Jahrhundert seine Krisenzeiten gekannt. Aber seine Krisen haben sein Wachstum höchstens aufgehalten und niemals auf die Dauer unterbunden. Eben deshalb fühlt man sich hier gegen Depressionen ganz anders gewappnet als in Kantonen von einseitiger ökonomischer Konfiguration, nachdem man selbst die grosse Notzeit der dreissiger Jahre ohne allzu schwere Einbussen überstanden hat. Zu solcher Krisenfestigkeit trägt es nicht zuletzt bei, dass im Aargau noch heute — wie drüben im Württembergischen — viele Arbeiter neben ihrem eigenen Häuschen auch noch ein Stück Ackerboden besitzen und sich durch Gemüsebau und Geflügelzucht oder durch ein Schwein im Stall in den Stand setzen, mindestens für einen Teil ihrer Lebensbedürfnisse selber zu sorgen. Oskar Howalds Feststellung, «dass die Vermengung von landwirtschaftlicher und industrieller Bevölkerung in den aargauischen Dörfern viel inniger ist als in anderen Gebieten der Schweiz», trägt viel dazu bei, die ausserordentliche Anpassungsfähigkeit der aargauischen Wirtschaft zu erklären. Und ebenso gilt noch immer, was Theodor Mügge 1847 beobachtete: dass das eigene Stück Land für den aargauischen Fabrikarbeiter nicht nur «Ehrensache» ist, sondern dass der Arbeiterbauer eben «eine weit grössere

Unabhängigkeit» besitzt, «als Menschen haben, die ganz und gar vom Fabrikanten abhängen».

Abraham Stanyan wusste wohl, warum er den bernischen Aargau seiner Zeit zusammen mit dem waadtländischen Gebiet zwischen Murten und Moudon unter die «most beautiful Parts of the Canton of Berne» rechnete; er besass die Schönheit einer Gegend kühlrationell nach dem Stand ihrer Erträge. Und der Dekan Bridel, der um die Wende des 18. Jahrhunderts auf unzähligen Fussreisen alle helvetischen Gaue durchstreift und mit nie ermüdendem Enthusiasmus beschrieben hat, fand im aargauischen Labyrinth vor Feldern und Wäldern, von Hügeln und dicht bevölkerten Ebenen «une des plus riantes et des plus fertiles provinces de la Suisse.» Im Lichte solcher Zeugnisse will es uns denn auch ganz sinnvoll erscheinen, wenn das mächtige schweizerische Bauernsekretariat, der einflussreiche und manchmal auch gefürchtete Sachwalter bäuerlicher Standesinteressen, seinen Sitz in Brugg aufgeschlagen hat — in jenem «Prophetenstädtchen», über das sein berühmtester Sohn, der Arzt und Schriftsteller Johann Georg Zimmermann, so gern die Schale seines Spottes ausgoss, ohne dass er doch von dem «einsamen, reizlosen und die Flamme des Geistes auslöschenden Orte» jemals innerlich losgekommen wäre. Auch der «Bauernprofessor» Ernst Laur, der aus Brugg die Hauptstadt der schweizerischen Landwirtschaft gemacht hat, war auf seine sehr moderne und kombattante Weise ebensowohl Prophet wie handfester Interessenvertreter; es war mehr als blosser Pose, wenn der bärtige Patriarch temperamentvoll die ewigen Werte des Bauerntums beschwor, um den Milchpreis wieder ein paar Rappen in die Höhe zu schrauben...

So wird das Uebermass der Spannungen, die im staatlichen Gefüge des Aargaus wirken, durch eine bemerkenswerte soziale Ausgeglichenheit glücklich kompensiert. Nicht ungern nennt der Aargauer seine Heimat etwa den «Kanton des kleinen Mannes»; bezeichnenderweise behalten hier selbst die erfolgreichsten Unternehmer — und das Land zählt deren viele — im allgemeinen in ihrer Lebensform gerne einen betont kleinbürgerlichen Zuschnitt, selbst wenn sie in ihren geschäftlichen Dispositionen noch so sehr ins Grosse und Weltweite wirtschaften. Noch weniger als andere Schweizer aus der wirtschaftlichen Oberschicht neigen sie dazu, sich von ihrer Umgebung kastenmässig abzuschliessen; das wäre «undemokratisch», meinte einer von ihnen, der sich durch seine unermüdliche Tätigkeit für seine Kommune in ganz besonderem Masse das Vertrauen seiner Mitbürger erworben hatte. Das ist typisch: der Aargau gehört zu jenen Kantonen, wo man auf alle «patrizischen» Allüren ganz besonders allergisch reagiert und in der Demokratie nicht nur einen politischen, sondern mit Vorliebe eben auch einen gesellschaftlichen, allem «Standesdünkel» entgegengesetzten Begriff zu erkennen glaubt — auch wenn man nicht übersehen darf, wie leicht damit einer gewissen Kultur des braven Durchschnitts, ja vielleicht der prononcierten Mittelmässigkeit (die überhaupt da und dort als eine sehr schweizerische Gefahr erscheint) das Wort geredet werden könnte.

Auch im politischen Leben wirkt sich diese Ausgeglichenheit aus: die Gegensätze der Parteien prallen

hier ungleich weniger schroff aufeinander als im benachbarten Solothurn oder gar in Luzern. Das Klima bleibt temperiert, sogar «lau», um ein Wort anzuwenden, das dem Aargauer Tschopp bei der Charakterisierung seiner Landsleute in die Feder geflossen ist. Um den staatsbürgerlichen Eifer trotzdem wachzuhalten, hat man bezeichnenderweise zum Institut des Stimmzwangs greifen müssen: wer der Urne oder der Gemeindeversammlung fernbleibt, muss immer noch seine zwei Franken Busse entrichten, und die verschiedenen Versuche, diese Regelung abzuschaffen und dem Bürger zu seinen anderen Freiheitsrechten auch das Recht aufs Desinteressement einzuräumen, sind bisher einmal ums andere ergebnislos geblieben.

Tatsächlich schafft dieser Zwang — auch er eine Regulierung von oben herab, die die mangelnde Spontaneität von unten ersetzen soll — da und dort, zum mindesten in den grossen Gemeinden, auch seine eigenen und gelegentlich recht genierenden Probleme. Die aargauischen Städte haben bisher keinerlei Legislativbehörden («grosse Gemeinderäte» oder «Stadträte») gekannt; bis ins Jahre 1965 hinein sind sie bei der «direkten Demokratie» der Gemeindeversammlungen geblieben, an denen alle Bürger der Kommune gemeinsam beraten und über alle wichtigen Probleme entscheiden sollen. An Orten, wie Baden, Aarau oder gar Wettingen, werden jedoch solche Versammlungen, zu denen sich theoretisch jeder stimmpflichtige Bürger einzufinden hat, nachgerade recht mühsame und zudem einigermaßen fragwürdige Angelegenheiten. Wenn zwei- bis dreitausend Menschen zusammenkommen müssen, um etwa das städtische Budget zu genehmigen, dann wird es nicht allein zusehends schwieriger, sie in einem Saal unterzubringen, sondern es fällt auch selbst dem interessierten einzelnen nicht mehr leicht, sein theoretisch sehr schönes Mitbestimmungsrecht in solchen Dingen praktisch wirklich und wirksam zur Geltung zu bringen. Bleiben die Bürger aber trotz Stimmzwang ungerührt zu Hause und lassen sie es sich zwei Franken kosten, von den Angelegenheiten ihrer Gemeinde unbehelligt zu bleiben, dann stellt sich eine neue Schwierigkeit ein: da die Gemeindeversammlungen gar nicht beschlussfähig sind, wenn nicht mindestens die Hälfte der Stimmberechtigten zusammengekommen ist, kann es geschehen, dass Tausende von Anwesenden unverrichteter Dinge wieder nach Hause geschickt und für ein andermal aufgeboden werden müssen, wie das in Wettingen 1962 gleich zweimal hintereinander passierte; wäre es beim drittenmal nicht gelungen, das «Quorum» auf die Beine zu bringen, um den kommunalen Haushalt zu verabschieden, so hätte die grösste Gemeinde des Kantons unter Regierungskuratel gestellt werden müssen!

Solchen Unzuträglichkeiten ist man nun endlich zu Leibe gerückt. 1963 hat eine Volksabstimmung die Möglichkeit einer «Ausserordentlichen Gemeindeorganisation» geschaffen; mindestens Wettingen, Brugg und Zofingen dürften nun in naher Zukunft ihren «Einwohnerrat» als kommunales Parlament erhalten und damit von einer Bürde der Demokratie entlastet werden, an der sie schwer zu tragen hatten. Typischerweise haben die weitsichtigen Wettinger bereits die Vorsicht besessen, in Vorwegnahme dieses

Volksentscheides gleich einen Saal für ihren noch gar nicht geschaffenen, ja noch nicht einmal legalisierten Einwohnerrat in ihr neues Rathaus einzubauen — auch dies ein Symptom für die Unbefangenheit, mit der man dort dazu neigt, die Zukunft vorauszudiskontieren und das Unvermeidliche in seine Rechnung rechtzeitig einzustellen.

Dabei gibt es manche Kommunen im Aargau — und darunter befinden sich einige der grössten —, deren intensives Gemeindeleben vorbildlich bleibt; die starke Dezentralisation eines Kantons, der sich nicht um einen einzigen und dominierenden städtischen Mittelpunkt gruppiert, sondern eine Vielzahl kleiner, gegeneinander ausgewogener und miteinander rivalisierenden Zentren kennt, zeigt eben auch ihre Vorteile, und am allermeisten dort, wo es um die Angelegenheiten der Kultur geht. Denn das Wort vom «Kulturkanton», dessen spöttischen Unterton man kaum überhören kann, darf ruhig ganz ohne ironischen Beiklang zitiert werden, wenn man daran denkt, was Orte, wie Aarau, Zofingen oder Lenzburg — oft mit erstaunlich geringen öffentlichen Mitteln und vielfach mit Hilfe privater Initiative —, an kulturellen Ressourcen für ihre Bürger bereitzustellen wissen.

Eine Seite kulturellen Tätigkeitsdrangs, die mehr verrät als blosser Bessensein, ist die pädagogische. Dass Pestalozzi im Aargau seine letzte Wirkungsstätte fand, dass der Magdeburger Heinrich Zschokke — mehr Pädagoge als Schriftsteller, oder vielmehr Pädagoge auch im Gewande des Literaten — wie der Luzerner Paul Vital Troxler hier Chancen erhielten, in die Breite zu wirken, scheint symptomatisch: Erziehung und Bildung sind von den Gemeinden wie vom Kanton immer sehr ernst genommen worden. Als erster Stand hat der Aargau sich sogleich nach seinem Entstehen als Staat darangemacht, durch eine Kantonsschule, ein Netz von Bezirksschulen und vor allem durch ein selbständiges staatliches Lehrerseminar seinem Schulwesen ein festes und in seinen Grundzügen dauerhaftes Gefüge zu verleihen. Und die Intensität, mit der sich die «Gesellschaft für vaterländische Kultur» schon früh der Erwachsenenbildung annahm, hat ihr zwar manchen Spott und auch wohl einige Enttäuschungen eingetragen, lässt aber zugleich erkennen, wie bewusst und systematisch man von Anfang an pädagogisches und demokratisches Ethos miteinander verknüpfte. So mutete es gar nicht so abwegig an, wenn heute am Horizon der Zukunftshoffnungen, ja bereits ansatzweise der Zukunftsplanungen schon der Gedanke an eine aargauische Kantonaluniversität auftauchen kann. Wohl ist seine Verwirklichung derzeit noch denkbar ungewiss. Aber es scheint gar nicht ausgeschlossen, dass die ökonomische Leitungskraft des Kantons imstande wäre, eine Hochschule von mehr als provinzierischem Format zu tragen, und dass die intellektuelle Rührigkeit des «Kulturkantons» in einer solchen Aufgabe ein Betätigungsfeld fände, das seines Ehrgeizes wie seines rastlosen Unternehmungsgeistes durchaus würdig wäre. Just weil man hier im kleinen Rahmen lebt, legt man schliesslich Wert darauf, mehr und anders zu sein als blosser «Provinz». Und eben damit weiss dieses junge, der historischen Weihe ermangelnde Glied der eidgenössischen Familie zu dokumentieren, dass es doch keineswegs aus der schweizerischen Art geschlagen ist.